

**Sonderdruck:**

ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE, Bd. 83, Heft 2, Braunschweig 1958



# Völkerkundliche Forschung im Haramoshgebiet (Gilgit-Agency)

Von  
Karl Jettmar

Der Österreichischen Karakorum-Expedition 1958 (bergsteigerisches Ziel: Haramosh, 7435 m) gehört auch ein wissenschaftliches Team an, das aus dem Geographen Prof. Dr. Wiche, dem Völkerkundler Prof. Dr. Jettmar und dem Zoologen Dr. Piffel besteht. Ermöglicht wurde die Teilnahme der Genannten durch die Einladung und Unterstützung der Österreichischen Himalaya-Gesellschaft sowie durch zahlreiche Geld- und Sachspenden öffentlicher Institutionen, aber auch in- und ausländischer Firmen und Privatpersonen.

Den nachfolgenden Bericht vom 13. Juni 1958 über den ersten Abschnitt sendet uns Karl Jettmar aus Gilgit.

Das Haramoshgebiet, das das eigentliche Haramoshtal, das Kaltarotal und zwei am Indus gelegene Dörfer umfaßt, liegt im äußersten Nordosten der Gilgit-Agency, dicht an der Grenze von Baltistan. Die etwa 1200 Köpfe umfassende Bevölkerung lebt in fünf Dörfern, die sich in zahlreiche Weiler gliedern. Die beiden im Industal liegenden Siedlungsgruppen wurden in kriegerischen Wirren zu Beginn des 19. Jahrhunderts gründlich zerstört, viele Bewohner flohen damals nach Baltistan. Deshalb findet man hier meist Sippen, die weiter aus dem Westen (Punyal) stammen. Allgemein wird Shina gesprochen, das der Dardgruppe zugehört, wie im übrigen Bereich der Gilgit-Agency mit Ausnahme der Burushaski-Gebiete Hunza, Nagir und Yasin. Man trifft auch die übliche „Kasten“-Gliederung in Shin, Yashkun und Dom an. Nur die in Tangir und Darel so häufigen Kamin fehlen; vermutlich gehen jene auf eine südliche Einwanderung zurück, die diesen entlegenen Winkel nicht erreicht hat.

Die Wirtschaft basiert auf einer ausgeklügelten Kombination von Ackerbau und Viehzucht, bei der sich die Hauptmasse der Bevölkerung, je nach der Jahreszeit, in verschiedenen Höhenlagen aufhält. Bis zu etwa 2000 m liegen Felder, auf denen zwei Ernten möglich sind (Gerste und Mais); sie werden vom Winterdorf aus bewirtschaftet. Darüber gibt es Sommerdörfer mit einer Ernte (bis etwa 3000 m) und eine Almregion, in der Ackerbau zwar möglich wäre, aber zugunsten der Weidewirtschaft zurückgestellt wird (um 3000 m). Geringfügige Unterschiede des Bodens und der Exposition gleicht man sofort durch Bevorzugung einer anderen Feldfrucht (etwa Gerste statt Weizen) aus.

An der Spitze eines oder mehrerer Dörfer steht der Lambadar, der den Behörden in Gilgit für die Schlichtung von Streitigkeiten und die Einhebung der äußerst geringen Steuern verantwortlich ist. Ihm gibt man einen Ältestenrat zur Seite, der sich aus Vertretern der verschiedenen Sippen zusammensetzt. Häufig siedeln die Sippen in geschlossenen Weilern. Noch vor kurzem waren sie exogam. Sogar Ehen zwischen Bewohnern des gleichen Dorfes wurden nicht gern gesehen. Andererseits heiratete man stets innerhalb der gleichen Kaste. Überhaupt ist das Verhältnis zwischen den Kasten nicht das beste. Besonders zwischen Shin und Yashkun besteht heftige Rivalität, die sich einst oft zu blutiger Fehde steigerte. Deshalb gibt man seit mehreren Generationen die Lambadarstelle an eine Saiyid-Familie, Nachkommen des Bekehrers zum Islam, denn diese gilt als unparteiisch.

Ein Mann muß seine Vorfahren durch mehrere Generationen nennen können. Jede Sippe hat bestimmte Preislieder auf ihren Ahnen. Sie gelten förmlich als Legitimation. Bei der Hochzeit etwa muß der Bräutigam das Sippenlied vortragen und damit seine makellose Abkunft nachweisen.

Bis hierher bleiben die ausgeführten Feststellungen im Rahmen dessen, was bereits aus der älteren Literatur zu entnehmen ist und was die Deutsche Hindukusch-Expedition 1955/56 (Leiter: Prof. Dr. Adolf Friedrich  $\ddot{r}$ , Teilnehmer: Dr. Georg Buddruss, cand. phil. Peter Snoy und der Verfasser als einziger Österreicher) in der Gilgit-Agency beobachten konnte. (Das Haramoshtal selbst wurde — allerdings in großer Eile — von P. Snoy besucht, dem an dieser Stelle für seine selbstlosen Hinweise gedankt sei.) Die enge Zusammenarbeit mit Prof. Wiche und Dr. Piffel ermöglichte freilich in vielen Fragen eine schärfere Prägnanz der Aussage.

Die große Überraschung, die das Haramoshtal zu bieten hatte, der entscheidende Gewinn für unser Gesamtwissen jedoch, liegt darin, daß hier trotz offizieller Zugehörigkeit der ganzen Bevölkerung zum Islam (Shia) zahlreiche Heiligtümer der alten Stammesreligion ihre Bedeutung bis zum heutigen Tage bewahrt haben. Besonders die Frauen halten zäh an den überlieferten Vorstellungen fest.

Bei Guré, dem höchsten Sommerdorf des Tales, liegt ein solcher Altar in fast 3000 m Seehöhe auf einem steilen Berghang, gerade gegenüber der Riesenwand des Haramosh. Er ist der Murkum geweiht, der großen Göttin der Frauen. Sie schenkt Fruchtbarkeit für Mensch und Tier, sie hilft der Gebärenden — aber sie ist auch die Herrin aller Wildtiere und die Beschützerin der Jäger. Ihr Heiligtum war deshalb noch vor wenigen Jahren mit den Gehörnen der erlegten Wildziegen und Steinböcke geschmückt. Die findet man zwar heute nicht mehr, aber immer noch stecken in dem Steintisch, der den Altar bildet, frische Wacholderzweige. Der Wacholderbaum gilt als heilig, sein Duft als den Göttern wohlgefällig. Unterhalb des Altars befinden sich steinerne Sitzbänke, auf denen sich die gesamte Frauenschaft des Dorfes bei dem großen Fest, einmal im Jahr, niederläßt.

Bei diesem Fest amtierte früher ein besonderer Priester — der einzige Mann, der sich dem Altare der Murkum nahen durfte. Er hatte das Opfertier, eine Ziege, zu töten. Einst, so geht die Sage, soll die Göttin statt deren eine Ibexkuh geschickt haben, die willig ihren Hals dem Messer bot. Während der wilden Tänze, die der Priester völlig nackt zu Ehren seiner Göttin aufführte, durfte er sich den Frauen gegenüber sexuelle Freiheiten herausnehmen. Dafür durften sie ihn mißhandeln.

Wir sind hier typisch im Bereich eines Fruchtbarkeitskults. Es ist übrigens interessant, daß einst ein solches „Quälrecht“ der Frauen gegenüber dem König von Gilgit bestand. Vermutlich besaß auch er Rechte und Pflichten wie dieser wilde Priester.

Unterhalb des Heiligtums in den Bergen liegt ein heiliger Hain aus Nußbäumen. Sie standen gerade im ersten Grün des Frühlings. Ein Stück oberhalb sprudelt eine Quelle hervor — ebenfalls heilig und jetzt noch mit Opfern bedeckt. Ich habe selten eine Andachtsstätte von ähnlicher Großartigkeit gesehen.

Im Mittelpunkt des Sippenkults, der von den Männern getragen wurde, standen mächtige Steinblöcke, unweit vom Versammlungsplatz des Dorfes. Für die Aufstellung eines solchen Steines mußte ein reicher Mann aus mächtiger Familie ein Fest geben, bei dem man solange Ziegen schlachtete und aß und dazu Wein trank, bis Ziegenblut und verschütteter Wein den ganzen Versammlungsplatz bedeckten. Es herrschte völlige sexuelle Freiheit. Man glaubt noch heute, daß sich dann, wenn rauschend genug gefeiert wurde — und keine unreine (= menstruierende) Frau zugegen war —, ein vorher bestimmter Felsblock allein vom Berg löste und ins Dorf gewackelt kam, um sich in der Nähe des Versammlungsplatzes niederzulassen. Von da ab galt er als Verkörperung, aber auch als Schutzgottheit jener Sippe, die vom Festgeber abstammen und sich nach ihm benennen sollte. Es ist deutlich, daß eine Stein-

setzung der Gründung einer neuen Sippe entsprach. Deshalb wurden auch Schutzgottheit und Ahne von den Enkeln gleichgesetzt und der Stein als Denkmal, als Heiligtum des Festgebers betrachtet.

Man brachte dem Stein regelmäßig Opfer dar. Bei der Hochzeit mußte sich der Bräutigam in feierlichem Akt darauf niederlassen, damit ihn die Kraft des Ahnen durchströme. Besonderen Einfluß schrieb man diesem vergöttlichten Ahnen auf das Gedeihen der Felder zu; Saat und Ernte bildeten Anlaß für seinen Kult.

Andere Steinsetzungen wurden für Frauen errichtet, die sich durch ein besonders tugendhaftes Leben ausgezeichnet hatten. (Man darf sich fragen, wie das angesichts solch wilder Feste möglich war.) Die Gefeierte mußte sich freilich vorher einem strengen Ordal unterziehen.

Ganz ähnlich wurde jener geehrt, der den Kopf eines gefürchteten Feindes eingebracht hatte. Der siegreiche Held wurde vom ganzen Dorf begrüßt. Die Frauen umtanzten das Haupt des Gegners; zum Schluß wurde damit Polo gespielt.

Als heilige Tiere galten Steinbock (Ibex), Wildziege (Markhor) und Wildschaf (Urial). Sie standen unter dem besonderen Schutz der Murkum, man betrachtete sie als deren Haustiere. Heute noch glaubt man ziemlich allgemein, daß das weibliche Gefolge der Göttin sich damit beschäftigt, die Tiere zu hüten, sie zu melken und gelegentlich eins zu schlachten. Es besteht aus schönen Mädchen, die häufig unter Einbeziehung in die persisch-islamische Sagenwelt als Peris, d. h. Feen, bezeichnet werden. Jeder Jäger muß zu einem solchen göttlichen Hirtenmädchen in einem Schutzverhältnis stehen. Ist sie ihm gewogen und hat sie seine Opfergaben gnädig angenommen, so erscheint sie ihm in der Nacht vor der Pirsch — die er nie mit seinem Weibe verbringen darf — im Traum und reicht ihm einen Menschenkopf. Die Bedeutung ist klar: Ibex, Markhor und Urial haben Seelen — oder sollen wir sagen Doppelgänger? — in Menschengestalt.

Umgekehrt wird dem Menschen offenbar eine „Tierseele“ oder ein alter ego in Tiergestalt zugeschrieben, denn bevor jemand zur Ermordung eines Todfeindes (vermutlich kann man hier ruhig den Ausdruck Kopfjagd gebrauchen) auszieht, muß ihm seine Schutzfee — der einheimische Ausdruck lautet Rači, d. h. Wächterin — einen Ibexkopf überreichen. Töten heißt also hier ganz allgemein Nachvollziehen, Einbringen eines Geschenks.

Krankheiten werden oft damit erklärt, daß Dämonen, die auf den höchsten Gipfeln hausen, den menschlichen Seelen, die wieder in Ibex- oder Markhor-gestalt auftreten, nachstellen und sie durch Schüsse verwunden. Wessen Seele aber von einem solchen „wildem Jäger“ erlegt und verspeist wurde, der muß binnen kurzem sterben.

Eine weitere Gefahr droht dem Menschen von seiten der sogenannten Ruis. Es sind dies regelrechte Hexen, deren „Organisation“ man sich im übrigen ähnlich vorstellt wie die der normalen Frauenschaft. Sie haben also einen eigenen Opferpriester und Zusammenkünfte, bei denen sie „Seelentiere“ schlachten lassen und verzehren. Der Betroffene ist gnadlos dem Tode verfallen. Von vielen Frauen geht der Ruf, sie seien in ihrer anderen Existenz solche Ruis.

Nicht nur die Jäger stehen in einem besonders engen Verhältnis zu den Feen, den Račis. Vor allem wird dieser Kontakt von seelisch besonders disponierten Individuen, Männern wie Frauen, gepflegt, die sich durch Einatmen des Rauches brennender Wacholderzweige in Trance versetzen können. Sie haben dann Flugerlebnisse und befragen die Račis über die Zukunft. Es sind praktisch alle Merkmale der schamanistischen Séance in ihrer klassischen „sibirischen Gestalt“ vorhanden.

Ein solcher Schamane (die einheimische Bezeichnung lautet „Daiyal“) darf weder Kuhmilch noch Rindfleisch genießen. Es läßt sich erkennen, daß dieses Tabu früher für die gesamte Bevölkerung galt. Rinder wurden überhaupt nur zum Pflügen und Dreschen verwendet. Ihre Betreuung und weitere Nutzung überließ man völlig den Dom, den Spielleuten, einer Kaste fremder Abstammung.

Dagegen galten Ziegen und Schafe als heilig und rein, als „irdische“ Abbilder von Ibex, Markhor und Urial. Menstruierende Frauen durften sie nicht berühren.

Schon die Deutsche Hindukusch-Expedition 1955/56 konnte in der Gilgit-Agency und in Baltistan ein von vorislamischem Ideengut gespeistes Jagdbrauchtum und einen blühenden Schamanismus mit vielen interessanten Zügen feststellen. Es ist jedoch klar, daß das hier in kurzen Strichen dargebotene Material aus Haramosh an Breite, Prägung und Konsequenz der Aussage weit über die damaligen Ergebnisse hinausgeht. Erstmals fällt Licht auf die religiöse Organisation der Frauen, auf den Sippenkult der Männer und auf deren Kopfjagdbräuche. Es handelt sich praktisch um eine geschlossene Religion von beträchtlicher Großzügigkeit, die sich (in diesem Raum) nur mit der Kafirenreligion — so wie sie Robertson erlebte — oder mit dem Heidentum der Kalash vergleichen läßt.

Viele Einzelnachrichten älterer Forscher (Leitner, Ghulam Muhammad, Lorimer) sowie isolierte Aufzeichnungen von Mitgliedern der Expedition von 1955/56 lassen sich heute deuten. So war z. B. die Existenz von Hexenzünften in der Gilgit-Agency durchaus bekannt. Aber erst jetzt wird klar, daß die Vorstellung vom Hexenkonzent und dem dabei amtierenden Opferpriester unter Anlehnung an wirkliche Zusammenkünfte der Frauen entstanden ist. Der von Buddruss notierte Zug, daß sich der abgeschlagene Ziegenkopf in ein menschliches Haupt verwandelt, ist nunmehr erklärt.

Aber nicht nur lokal für die Kulturgeschichte der Dardvölker, zu denen die Shina-Sprecher zählen, dürfte dieses neue Material von Wichtigkeit sein.

Jene große Herrin etwa, der sich die gebärenden Frauen, aber auch die Jäger anvertrauen, ist sicher mit kaukasischen und kleinasiatischen Göttinnen verwandt, deren wohlbekannteste die ephesische Artemis der Griechen ist.

In die gleiche Richtung verweist der intensive Ziegenkult, der vielleicht aus einer Kulturphase stammt, in der die Ziegenzucht von großer wirtschaftlicher Bedeutung war und noch das Erbe der vorausgehenden Jägerperiode bewahrte. Bezeichnend ist der Zug, daß Wild- und Hausziege immer wieder in Beziehung zueinander gesetzt werden. Vielleicht sind hier Erinnerungen aus den Domestikationsanfängen lebendig.

Dagegen gehört das fast rituelle Erbeuten von Köpfen, die Sitte, den Töter durch Steinsetzung zu ehren, in den Rahmen von Institutionen, die für Südostasien und den östlichen Himalaya (z. B. für die Sherpas) charakteristisch sind. Dieser Zusammenhang wurde bereits von Friedrich gesehen und betont. Es ist freilich klar, daß „megalithische Züge“ ebenso in Kaukasien und im östlichen Mittelmeerraum vertreten sind. Kaukasisch, aber auch europäisch ist ferner die Wiederbelebung aus den Knochen, die häufig anklingt (und der an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden kann).

Deutlich sind die Zusammenhänge mit der alten Kafirenreligion des westlichen Hindukusch. Die Grundgedanken treten hier vermutlich sogar noch klarer hervor, da sie nicht durch ein reiches Pantheon überlagert sind.

Was bedeuten nun alle diese Parallelen, die speziell in Bergländern, aber in riesiger Ausdehnung quer durch Asien, nachgewiesen werden können? Ich glaube, die Antwort kann nicht anders lauten, als daß hier in einem besonders

begünstigten Rückzugsgebiet — und knapp vor der Auflösung durch den Islam — eine jener Gebirgsreligionen aufgezeichnet werden konnte, die es einst mit vielen gemeinsamen Grundzügen, aber auch reichen Varianten zwischen den Alpen und dem Himalaya gab <sup>1)</sup>. Immer wieder haben sie das Glaubensgut der südlich anschließenden Hochkulturen beeinflusst. Man weiß, wie wichtig die „Bergvölker“ für den Vorderen Orient und seine geistige Welt waren. Vielleicht kann es unserem Verständnis der Vergangenheit helfen, daß hier ein Volk, das wirtschaftlich und kulturell aus dieser Gebirgsfamilie kommt, sein Ideengut geoffenbart hat.

---

<sup>1)</sup> Daß die Darden heute eine indogermanische, indische Sprache sprechen, darf uns nicht an der Aufstellung solcher Zusammenhänge hindern. Nur allzuviel bleibt unerklärlich, fremdes Substrat, eine ganze Schicht, speziell Ausdrücke, die Berg und Gletscher, aber auch religiöses Gut betreffen, hat sie mit dem Burushaski, jener rätselhaften Gebirgssprache des Karakorum, gemeinsam.